

Die Windstille.

Zu den berühmtesten Stützern Londons gehörte der junge Lord Melton, der 1831 den Ton angab. Im vorigen Sommer besuchte ich London wieder und erkundigte mich nach Lord Melton; man kannte ihn nicht; der Lion war vergessen. Ich erfuhr auf meine wiederholten Fragen nach ihm nichts weiter, als daß in Northumberland ein reicher Mann Namens Melton, ein Landadelmann, lebe, der aber der Schilderung nicht entspreche, welche ich von dem jungen Lord gegeben. Die Fuchsjagd, Besuche in der Nähe, glänzende Gastfreundschaft und die Erziehung seiner noch sehr jungen Kinder scheine seine ganze freie Zeit zu beschäftigen, die er nicht dem Studium widme; man rühme ihn als Muster eines zärtlichen Ehemannes, man rühme seine Kenntnisse wie seinen Reichtum; seine junge Frau, Lady Melton, gelte in der ganzen Umgegend für eben so schön als gut, kurz Jedermann bewundere die Familie des Nabob, denn so nannte man Lord Melton, weil er in Indien gewesen. Die Sage setzte hinzu, er habe dort in weniger als drei Jahren ein ungeheures Vermögen erworben.

Alle diese Nachrichten reizten meine Neugierde um so mehr, als ich die Absicht hatte, die nördlichen Grafschaften Englands zu bereisen, um den Zustand der Industrie kennen zu lernen, und ich nahm mir vor, Lord Melton zu besuchen.

Die Wohnung des Nabob war leicht zu finden; das ganze Land kannte ihn durch seine Wohlthätigkeit. Man zeigte mir endlich ein Schloß, ein altes gothisches Gebäude, an welches lachende offene Wohnungen hinzugefügt waren, und das im Schatten hoher Bäume lag.

Bei meinem Eintritte in den ersten Hof empfing mich eine zahlreiche Dienerschaft, unter der ich einen jungen Mann in indischer Tracht sah, mit zuvorkommender Artigkeit. Ich wurde in ein Zimmer im Erdgeschosse geführt, das ein zeltartiges Aussehen hatte. Das Meublement dieses Zimmers bestand in Feldstühlen, einem ovalen Tische in der Mitte und Divans von verschiedener Größe, welche zwischen den Fenstern standen.

An den beiden Enden waren Consolen Vasen mit erotischen Blumen, und auf dem vorspringenden Sims, der unter der Decke hinlief, erinnerten Vögel mit buntem glänzenden Gefieder an einen andern Himmelsstrich. Das ganze Meublement war aus Bambusholz gearbeitet. Niemand dachte daran, mich über den Zweck meines Kommens zu befragen, und ich gestehe, ich war selbst so verwundert, mich in dieser Wohnung zu finden, ohne vorher einen Vorwand für den Besuch gesucht zu haben, daß ich die höchst einfache Frage nicht würde haben beantworten können, wenn sie mir vorgelegt worden wäre. Auf die Anordnung des jungen Hindu, welchen ich für den Intendanten des Hauses hielt, brachte man mir Erfrischungen; es wurde ein Tischchen vor mich hingestellt, auf dem sich kalte Küche mancherlei Art, eingemachte Früchte und Flaschen mit verschiedenem Weine befanden.

Ich hatte diese Speisen kaum berührt, als Jemand eintrat, ein hochgewachsener Mann, der noch jung, aber schon ziemlich beleibt war. Sein Anzug war höchst einfach und namentlich sehr bequem. Ich erkannte sofort Lord Melton, den sonst berühmten Dandy. Sein Gesicht war sichtbar brauner geworden, auch ließen sich in demselben einige Spuren von Veränderungen erkennen. Ich stand auf, ging auf ihn zu und nannte ihm meinen Namen. Er reichte mir freundlich die Hand, fragte mich weder um den Grund meiner Reise, noch um den meines Besuches, hieß mich willkommen und ersuchte mich, sein Haus, so lange mir es gefallen würde da zu bleiben, als das meinige anzusehen.

Nach einigen unbedeutenden Complimenten konnte ich nicht umhin, gegen Lord Melton zu äußern, wie sehr ich mich wundere, den sonstigen Dandy so ganz verändert zu finden. Ein trauriges Lächeln flog über seine Lippen und er antwortete:

»Ich will Ihnen erzählen, was in der Zeit, in welcher wir uns nicht gesehen haben, geschehen, wie aus dem »Gott der Fashion,« wie man mich nannte, plötzlich ein gewöhnlicher Landadelmann von Northumberland geworden ist.«

Diese Erzählung theile ich meinen Lesern mit:

Ich war der gleichförmigen Vergnügungen in London überdrüssig und dachte an eine Veränderung, als einer meiner Oheime in Ostindien starb, der mir, wie gesagt wurde, ein großes Vermögen hinterlassen. Ich hatte den guten Oheim nicht gekannt, heuchelte ein Bedauern, das ich nicht fühlte, und sah die Gelegenheit, mich aus meinem bisherigen Lebenskreise herauszureißen, für ein Glück an. Ich reisete ab und kam nach einer glücklichen Überfahrt in Pondichery an.

Auf dieser Reise, der ersten, welche ich unternahm, begann in mir eine vortheilhafte Umwandlung; ich fing an mich meiner Unwissenheit zu schämen und nahm mir vor, das Versäumte so viel als möglich einzuholen.

Um die Erbschaft zu erheben, mußte ich mit allen Classen der englischen und indischen Bevölkerung in directe Verbindung treten. Ich reisete in das Innere des Landes, wollte die Sitten und Gebräuche genau kennen lernen und studierte deshalb die Religion und die Schriften der Brahminen, fuhr mehrmals auf dem Ganges, dem heiligen Flusse, hinauf und mischte mich unter das Volk. Nichts ist malerischer als der Boden Indiens; Land und Wasser scheinen mit tausend Farben gemalt zu sein. Alle Formen der Natur, alle Ansichten zeichnen sich theils durch Pracht, theils durch eine Anmuth und Eleganz aus, die wir nie nachzuahmen vermögen werden.

Endlich bereitete ich mich zu meiner Rückreise vor und eines Tages legte ich mich, ermüdet durch eine lange Wanderung, erschöpft durch die glühenden Strahlen der Sonne und einen brennenden Durst, im hohen Grase nieder, um da wo möglich etwas Kühle zu finden. Ich schlief ein; bald aber weckte mich ein entsetzliches Brüllen und ich befand mich einem ungewöhnlich großen Tiger gegenüber, der sich eben auf mich stürzen wollte; er konnte mit einem Sprunge mich packen. Mein Schrecken war groß und ich hielt mich für verloren. Einige gefährliche Jagden aber, die ich in Gesellschaft von Landsleuten unternommen, hatten mich mit diesen schrecklichen Thieren einigermaßen vertraut gemacht; ich sprang rasch auf, nahm alle meine Geistesgegenwart zusammen und meinen Dolch wie eines meiner Pistolen zur Hand.

I.

Die erste Vorsicht, die man in jenem Lande anwenden muß, besteht darin, nie ohne Waffen auszugehen. Das Thier blieb einen Augenblick stehen und schien die Absicht, auf mich zu springen, aufzugeben. Ich befestete meine Augen unverwandt auf die seinigen und blieb unbeweglich stehen, den Dolch in der einen, das Pistol mit gespanntem Hahne in der andern Hand. Sobald der Tiger zum Sprunge angelegt, hätte ich geschossen; wenn ich auch nicht hoffen konnte, ihn gefährlich zu verwunden, so durfte ich doch erwarten, ihn zu erschrecken. Der Dolch war mein letztes Rettungsmittel; er konnte mir das Leben retten, indem er dem Ungeheuer den Tod gab.

Diese Reflectionen und Vorbereitungen waren das Werk eines Augenblicks und wurden unter den funkelnden Augen des Tigers gemacht, der gleich mir unbeweglich da stand. Endlich rüstete er sich zum Sprunge, ich legte an, schoß und sah ihn wanken; die Kugel hatte ihm, so viel als ich errathen konnte, eine Vorderpfote zerschmettert. Einen Augenblick hielt ich mich schon für gerettet, aber das Thier schien seine Wunde bald zu vergessen, schickte sich von neuem zum verderblichen Sprunge an, und ich mußte mich Gott und der Stärke meines Dolches anempfehlen, als lautes und gellendes Geschrei in meiner Nähe erschallte. Ich erblickte ungefähr zweihundert Schritte von mir Eingeborne, die ich anfangs nicht gesehen und die in einem Reisfelde gelegen hatten. Der Schuß hatte sie, wie ich später erfuhr, geweckt und sie eilten mir zu Hilfe, ohne noch zu wissen, welche Gefahr mich bedrohetete. Der Tiger entfloß, erschreckt durch das Geschrei und die Annäherung der Leute. Ich dankte meinen Befreiern und vertheilte das Geld unter sie, das ich bei mir hatte. Diese Freigebigkeit erwarb mir tausendfach wiederholte Danksgungen; sie umringten mich mit unbegreiflichen Aeußerungen der Freude, und Einer, der einige Worte Englisch verstand, lud mich ein, mich in ein benachbartes Haus zu begeben, das, wie er sagte, von einem meiner Landsleute bewohnt würde, welcher immer bereit sei, Gastfreundschaft zu üben. Diese Einladung war mir zu angenehm und kam zu sehr zu gelegener Zeit, als daß ich mich hätte weigern können, sie anzunehmen. Nach einem beschwerlichen Gange von etwa einer Stunde, den meine Begleiter mir auf jede mögliche Weise zu ver-

22

kürzen und zu erleichtern suchten, indem sie mir von ihren Erfrischungen anboten, mich durch ihre originellen Gesänge und Tänze unterhielten oder mich nöthigten, mich auf ihren Schultern tragen zu lassen, gelangte ich in ein Haus oder vielmehr zu einer Anzahl von Pavillons, die genau so aussahen wie die, welche Sie bei ihrer Ankunft hier erblickt haben werden, und die ich um das alte Schloß meiner Väter herum habe auführen lassen. Meine Erzählung würde kein Ende nehmen, wenn ich Ihnen schildern wollte, was ich in der Woche empfand, welche ich in jenem Hause zubrachte, das heilig zu sein schien wie ein Tempel, so sehr hatte man sich bemüht, alles zu entfernen, was die Ruhe und Stille hätte stören können.

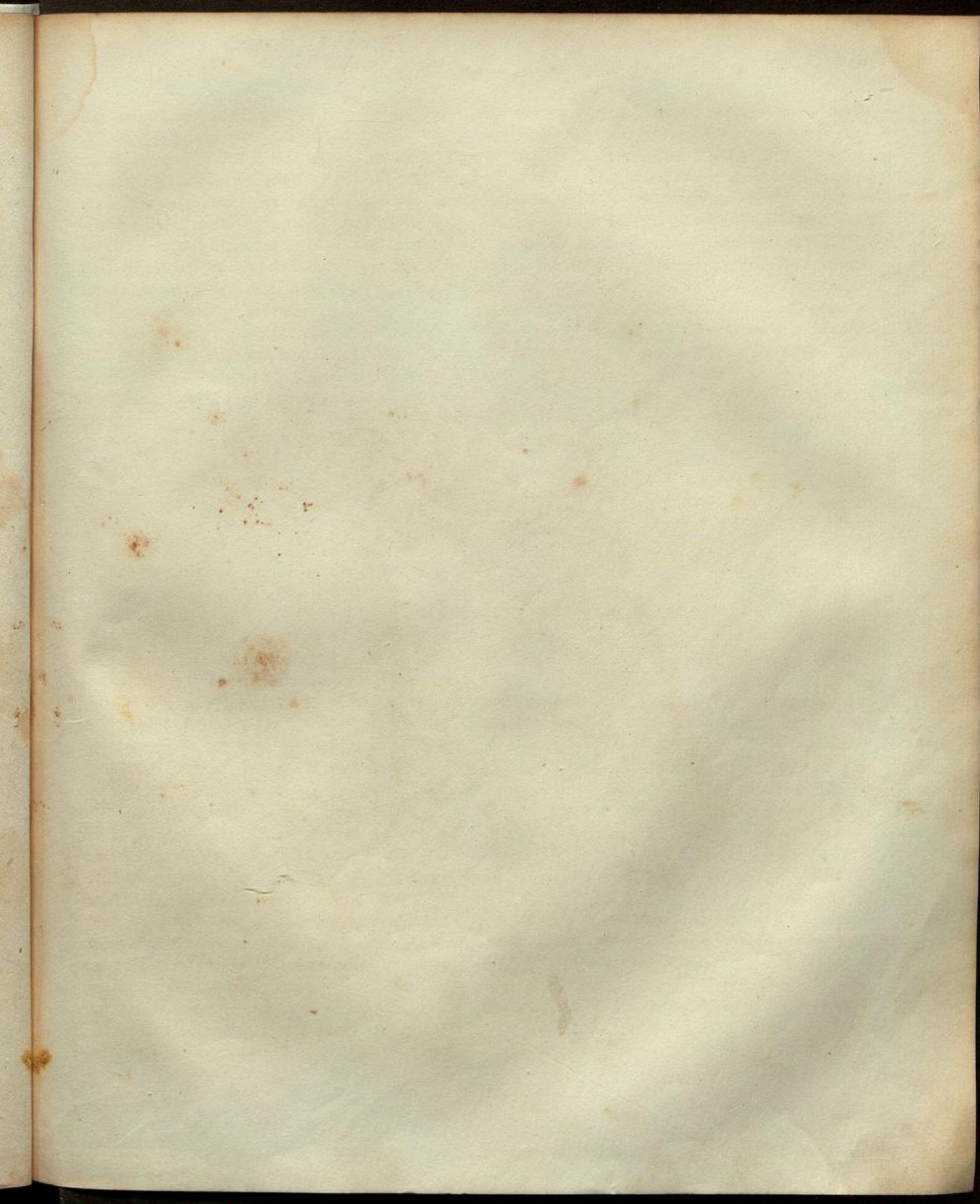
»Der Besitzer kam mir entgegen und der Erste seiner Claven, derjenige, welcher mich in das Haus eingeladen hatte, erzählte ihm mein Abenteuer. Herr Whasley, so hieß der würdige Besitzer des Hauses, empfing mich höchst artig, hielt mir die Unvorsichtigkeit vor, welche ich begangen, indem ich mich so allein Gefahren ausgesetzt, erklärte mir endlich, als er meinen Namen erfahren, daß er meinen Oheim genau gekannt habe und bat mich endlich, sein Haus dadurch zu beehren, daß ich einige Zeit bei ihm bleibe. Die Claven zogen sich zurück, nachdem ihr Herr ihnen in meiner Gegenwart dafür gedankt, daß sie ihm den Neffen eines seiner besten Freunde zugeführt.

»Whasley war ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit ehrwürdigem Gesichte und silberweißem Haupt. Er erzählte mir, daß er in der Armee der Gesellschaft gedient, in Indien nach einem Aufenthalte von 35 Jahren sich verheiratet, sich entschlossen, ganz daselbst zu bleiben und einige Besitzungen gekauft habe, die er selbst bewirthschafte, und wo er mit seiner Frau und seiner Tochter mit einem zureichenden Vermögen lebe.

»Ich bat ihn, mich seiner Frau und seiner Tochter vorzustellen, und er schickte einen Diener ab, um den Damen die Ankunft eines Fremden melden zu lassen. Bald darauf erschienen sie. Was soll ich sagen? Miß Mary Whasley war achtzehn Jahre alt; ich hatte nie ein schöneres Mädchen gesehen, und nach dem ersten Blicke auf sie war ich überzeugt, daß ihr Besitz mich zu dem glücklichsten Menschen machen würde. Nach zwei Tagen, auf einem unserer Spaziergänge, offenbarte ich

dem jungen Mädchen die Gefühle meines Herzens und sie gestand mir, daß auch sie mich vom ersten Anblicke an geliebt habe. Wir kamen sofort überein, daß ich den nächsten Tag ihren Vater bitten sollte, sie mir zur Frau zu geben. Whasley besprach sich mit seiner Frau und Tochter und bewilligte mir mein Gejuch. Einen Monat darauf war ich der glückliche Gatte Marys und Whasley bat mich inständigst, bei ihm zu bleiben. Er hätte dies, sagte er, zu einer Bedingung bei der Heirath nicht machen wollen, glaube aber, daß ich die Hoffnung nicht zerstören würde, auf die er das Glück seines Alters gebaut. Es kam ihm unerträglich vor, sich von seiner geliebten Tochter zu trennen. Die Mutter Marys vereinigte ihre Bitten mit denen ihres Mannes; Mary selbst schwieg; sie war nur mit ihrer Liebe zu mir beschäftigt, sie kannte keine anderen Wünsche als die meinigen, und versicherte, sie würde mir überall hin folgen, würde mich überall mit Freuden begleiten. Sie lebte nur noch der Liebe, und ich habe nie ein Beispiel so innigen Glückes gekannt. Da ich selbst noch unentschlossen war, was ich thun sollte, so vermied ich es, eine bestimmte Antwort auf die Fragen zu geben und schwelgte sorglos in meinem Glück.

»Mary wurde Mutter und gab mir einen Sohn. Diese Aenderung der Umstände erregte in mir ganz andere Ideen, als mich bis dahin beschäftigt hatten. Mein eigenes Schicksal kümmerte mich wenig, ich würde meine Wünsche geopfert und vielleicht nicht die Kraft gehabt haben, meine Frau ihren Eltern zu entreißen, aber meines Sohnes wegen mußte ich nach England zurückkehren. Die Reise wurde unwiderruflich beschlossen; ich theilte meinen Entschluß meiner Frau mit und sie billigte ihn. Sie ging in meine Ansichten über unser Kind und dessen Erziehung als Mutter ein, und als Gattin zögerte sie keinen Augenblick, wenn sie mir auch den Schmerz nicht verhüllte, den sie empfinden würde, wenn sie ihren Eltern ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen sagen müßte. Sie warf sich an meine Brust, weinte heiße Thränen, die ich nicht zu hindern suchte, bedeckte mich dann mit Küßen, nahm unsern Knaben auf die Arme, hielt mir ihn hin und sagte: »Paul, wir reisen, wenn es sein muß, und wenn es Dir an Muth gebricht, so werde ich Dir Muth zusprechen. Ja, wir wollen über die Zukunft unseres Sohnes wachen in Dei-





Lord Melton's Abschied.

nem schönen England. Meine Heimath ist, wo Du bist und wo mein Kind ist.«

»Unser Plan wurde noch einige Zeit geheim gehalten. Mary hatte sich von ihrer Entbindung vollkommen wieder erholt, obgleich sie das Kind selbst nährte. Die Eltern Marys waren entzückt, und mein Entschluß wankte oft, wenn ich bedachte, wie tief wir sie durch unsere Abreise betrüben würden. Die günstigste Zeit erschien endlich und wir durften nicht länger zögern. Wir bestimmten die Abreise über acht Tage und in der Nacht hielten wir Rath. Am nächsten Tage beim Frühstück erklärte ich endlich dem Herrn Hasley mit einer scheinbaren Ruhe, die aber meinen Schmerz kaum verhüllte, daß ich mit Mary unseres Kindes wegen durchaus nach England zurückkehren müßte. Ich setzte hinzu, daß ich, da meine Angelegenheiten längst geordnet wären, mein Vermögen leicht mit mir nehmen könnte, daß meine Frau einwillige, mich zu begleiten, und daß also nichts im Stande sei, mich zurückzuhalten. Mary weinte heftig, und ihr Vater, der dies sah, rief außer sich aus, indem er auf sie zeigte: »Das lügen Sie!« Mehr vermochte er nicht zu sagen. Mein Gesicht bedeckte eine schreckliche Blässe, und Mary stand auf, stürzte sich in die Arme ihres Vaters und setzte mit fester Stimme hinzu: »Paul hat die Wahrheit gesagt, Vater; ich reise mit ihm; ich habe nicht nur versprochen, ihm zu folgen, sondern selbst zur Abreise ermahnt. Meine Mutterpflicht gebietet es also. Habe ich meine Pflichten als Tochter nicht getreulich erfüllt, Vater, und kannst Du verlangen, daß eben so heiligen Pflichten ich weniger treu nachkomme?«

Die acht Tage, welche zwischen dem Augenblicke dieser Erklärung und dem unserer Abreise vergingen, waren eine Reihe von Klagen und Vorwürfen, und diese langsame Strafe erschien mir die grausamste, die sich erdenken ließ. Mary theilte meinen Schmerz. Endlich erschien der festgesetzte Tag. Am Abend vorher hatten Hasley und seine Frau allen ihren Sclaven befohlen, sich bereit zu halten, unser Gepäck zu tragen. Wir mußten lange vor Sonnenaufgang aufbrechen, um der brennenden Glut zu entgehen. Wir knieten vor dem Vater, reichten ihm unser Kind dar und baten ihn um seinen Segen. Er gab uns denselben, ohne scheinbar besonders ergriffen zu sein; die Mutter dagegen konnte

ihre Gefühle nicht beherrschen; sie zerfloß in Thränen, hielt uns in ihren Armen fest, wiederholte tausendmal die liebevollsten Abschiedsworte und bat laut zu Gott, um seinen Schutz für uns. Nie werde ich den finstern Blick vergessen, den Hasley in dem Augenblicke auf mich warf, als ich den Arm Marys nahm, um sie in den Tragsessel zu heben, der sie nach Pondichery bringen sollte; es war, als wollte er noch in diesem Augenblicke den Schatz mir streitig machen, welchen ich ihm entführte. Seine Angst glich einem heftigen Gefühle von Haß, und ich konnte mich unter der Last des Fluches, den der trostlose Vater mir nachschleuderte, einem gewissen Entsetzen nicht entziehen; es war mir als müßte unsere Reise eine unglückliche werden. Dieser Eindruck war so stark in mir, daß ich in einem Augenblicke die Reise beinahe aufgegeben und in die Arme Hasleys die Tochter zurückgeführt hätte, von welcher er sich mit so großem Schmerze trennte; ich zitterte unwillkürlich, als wenn die Strafe über mich bereits hereinbräche. Mary aber gab von dem Tragsessel aus das Zeichen zum Aufbruche, und nun sah ich nichts weiter als sie und mein Kind.

»Wir schifften uns auf einem Schiffe der Compagnie ein. Unsere Familie bestand aus sechs Personen: meiner Frau, meinem Sohne und mir, einem Neger in meinem Dienste und zwei jungen Hindu-Mädchen, welche Mary als Dienerinnen mit sich nahm. Das prächtige Gemälde, welches sich bei der Abfahrt vor uns entrollte, vermag ich nicht zu schildern; ich vergaß darüber fast meinen geheimen Schmerz. Das Lächeln erschien von neuem auf meinen Lippen; meine Augen blitzten vor Freude.

»Wir waren über das Vorgebirge der guten Hoffnung hinaus und segelten rasch nach Europa zu. Die Passatwinde waren uns günstig gewesen, hatten unsere Fahrt beschleunigt. Mit einemmale legte sich der Wind plötzlich; die Segel hingen schlaff an den Masten herab. Dieser Zustand erregte indeß anfangs keine große Besorgniß in uns; das spiegelglatte Meer sah so friedlich aus und der Himmel war so rein! Die ganze Natur ruhete aus, und nur der Flug einiger Vögel, das Spiel der Fische im Wasser und einige leichte Wellenschläge störten diese herrliche Ruhe. So vergingen drei Tage. Da fing die Mannschaft an besorgt nach der gleichsam

leblosen Atmosphäre sich umzuschauen, das Meer, das erkaltetem Metalle glich, und den Himmel zu betrachten, den die glühenden Sonnenstrahlen ausgebrüt zu haben schienen. Bald zeigte sich eine feurige Linie, welche den Horizont durchschnitt, wie ein glühender Eisenstab. Das Schiff schien auf einem Boden, der sich geschlossen, um sich nie wieder aufzuthun, Anker geworfen zu haben. Unsere Blicke wurden unbeweglich wie das Meer, wie die Luft, wie die Natur, die für uns nur noch träge Lage und erstickende Mächte hatte. Diese Windstille dauerte vierzig Tage, — eine Ewigkeit!

»Ach mein Gott! wenn alle Schätze, die ich an Bord hatte, den Wogen hätten Bewegung geben können, mit welcher Freude würde ich sie in die Tiefe geschleudert haben! Aber die Anstrengungen, die Opfer, die Gebete, alles blieb umsonst und vergeblich; selbst die Ruder, zu denen wir als zur letzten Hoffnung griffen, erschöpften unsere Kräfte nur, ohne die Gefahr zu mindern; sie drangen in das Meer ein, ohne es nur zu bewegen. Ein einziges Wort wird diese peinliche Lage begreiflich machen: der Sturm, der Orkan, der Blitz, die Verwirrung der ganzen Natur, ein Abgrund, der sich geöffnet, uns zu verschlingen, würde von uns mit Freude und Jubel willkommen geheißen worden sein. Als unsere Bitten an dem unbeweglichen Himmel scheiterten, und wir die Hölle anriefen und die Mächte der Finsterniß, würden wir diese mit Jubel begrüßt haben, wären sie uns erschienen. Wie oft sehnte ich mich während dieser langen Folterpein nach den Orkanen in der Straße von Mozambique und beklagte es, daß sie nicht gegen uns gewüthet hatten!

»Bald gingen die Lebensmittel zu Ende; an süßem Wasser fehlte es bereits ganz. Mary ertrug die Entbehrungen mit Heldenmuth, wußte immer die Bedürfnisse unseres Kindes zu befriedigen, und ich weiß heute noch nicht, wie sie unsern Muth aufrecht erhielt. Aus den Blicken ihres Sohnes schöpfte sie ohne Zweifel jeden Tag neue Kraft. Ihr Busen war nicht vertrocknet, aber sie konnte ihr Kind, den Gegenstand aller ihrer Sorge, nur noch im Verborgenen stillen, denn gierige Augen schienen ihm jeden Tropfen Milch, der die Lippen des armen Säuglings benetzte, freitig machen zu wollen. Der Hunger machte sich fühlbar und das Schiff lag noch immer bewegungslos da. Die

Verzweiflung der Mannschaft hatte den höchsten Gipfel erreicht, aber diese Verzweiflung war eine finstere, dumpfe, und äußerte sich nur durch die tiefste Muthlosigkeit, durch ein völliges Schwinden aller Körper- und Seelenkräfte. Wir beugten das Haupt unter die Hand des Schicksals, die uns traf. Keine Bewegung, kein Wort unterbrach unsern Todeskampf; nur einige wenige halb erstickte Seufzer ließen sich hören; der Tod konnte keine unterwürfigere, süßsamere Beute finden. Ich war jedenfalls unter Allen am meisten zu beklagen, denn ich sah zugleich mit mir alle Gegenstände meiner Liebe hinwelken. Eine entsetzliche optische Täuschung hielt mir oftmals die Ebenen des Ganges, die so frische, grüne Wohnung *W. Hasleys* vor, und ich sah dann den Blick, den er mir als Fluch nachsandte; dann hoffte ich nichts mehr. Die Windstille verlängerte sich mehr und mehr; der Himmel strahlte wie ein Tempel der Sonne. Man konnte uns, die wir unter dem leuchtenden Dome des Äquators verhungerten, mit Geizigen vergleichen, die auf einem Haufen Gold verhungern.

»Eines Morgens fühlte ich mich, ich weiß nicht von welcher erfrischenden Empfindung durchdrungen. Ich nahm meine Kräfte zusammen, um auf das Verdeck hinaufzusteigen und fand da die Mannschaft bereits versammelt; man zeigte einander die Mastflaggen, die sich zu bewegen anfangen, man streckte die Hände empor, um die ersten Regungen der Luft zu fühlen, und plötzlich erhob sich ein allgemeiner Freudenruf, — der Wind kam.

»Wenn es wahr ist, daß Todte aus dem Grabe gestiegen sind, um in das Leben zurückzukehren; wenn es wahr ist, daß lebendige Geschöpfe dem Schooße der Erde entrisen worden sind, um das Tageslicht von neuem zu sehen, nachdem sie als Leichname in der Nacht des Grabes gelegen, so haben sie empfunden, was wir damals alle empfanden, als uns der Wind das Gesicht säthelte. Ich konnte nichts thun, als meine Frau und mein Kind küssen und sank dann erschüttert nieder. Das Leben erschien wieder; die Mannschaft, welche in düstere Verzweiflung versunken gewesen war, erwachte plötzlich, die gebeugten Körper richteten sich empor und Jeder wollte durch seine Anstrengungen den Gang des Schiffes beschleunigen; die Schwachen matten

Hände fanden eine übernatürliche Kraft, um mit unglaublicher Geschwindigkeit die Manöver auszuführen, welche uns in den Stand setzen sollten, den Wind zu benutzen, den der Himmel uns wiedergegeben hatte.

»Ach, aber diese Freude war von kurzer Dauer. Wir waren fern von jedem Orte, an dem wir hätten anlegen können, und mußten nach St. Helena zurückkehren, oder uns nach Ascension oder St. Thomas wenden. Der nächste Zufluchtsort war vierzehn Tage weit entfernt. Dabei kamen wir nur langsam weiter, wir hatten keine Lebensmittel mehr und seit zehn Tagen erhielten wir eine durchaus nicht genügende Nahrung. Am Tage vorher waren wir gefaßt gewesen, zu sterben; aus der Brust, welche eine glühende Luft drückte, hatte sich keine Klage erhoben; jetzt aber konnte sich keiner von uns entschließen, ein Leben zu verlassen, das auf so wunderbare Weise gerettet worden war. Mit der Hoffnung war die Energie, mit dieser die Leidenschaft, der Egoismus, die Grausamkeit, die Wuth, die Wildheit zurückgekehrt. Man vernahm entsetzliche Drohungen. Ich wachte bewaffnet neben meiner Frau und meinem Kinde; mein Neger schützte die beiden Hindu-Mädchen, denn wir konnten nicht mehr daran zweifeln, daß ein schreckliches Complot gegen die drei Frauen und das Kind geschmiedet war. Der Capitain, ein gutmüthiger, menschenfreundlicher Mann, hatte kaum die Stimmung der Mannschaft errathen, als er auch sich fest vornahm, das Verbrechen zu verhindern, mit dem man umging. Er berief die ganze Mannschaft auf das Verdeck des Schiffes. Er erkannte, ohne sich bei einer langen Auseinandersetzung aufzuhalten, die schreckliche Nothwendigkeit an, in welcher wir uns befänden; er gab zu, daß es gerecht sei, daß Einige zur Rettung der Meisten sterben. Ein dumpfes Geschrei, gleich dem Brüllen wilder Thiere, antwortete ihm. Es wurde beschlossen, daß jeder von uns eine Nummer ziehe, daß die Namen mit dieser Nummer in ein Register eingeschrieben würden, das Niemanden zugänglich sei als dem Capitain, welcher jeden Abend das Opfer bezeichnen sollte. Das Amt des Schlächters wurde einstimmig dem Afrikaner übertragen, der den Stab bediente. Der Capitain schwur bei seiner Ehre, daß wenn das Loos ihn selbst bezeichne, er sich eine Kugel durch den Kopf jagen oder sich dem Schlächter überliefern würde. Es wurde ferner beschlos-

sen, daß nach jedem Morde ein Bulletin mit der Nummer und dem Namen des Opfers an dem großen Mast angeschlagen werden sollte, damit jeder Betrug unmöglich werde. Man zählte also die Zahl der Personen auf dem Schiffe. Mein Sohn, ein Kind an der Brust der Mutter, wurde von dieser schrecklichen Zahlung nicht ausgenommen. Das Loos vertheilte die Nummern; Jeder übergab dem Capitain das verschlossene Loos, und er allein, der Vertraute des Schicksals Aller, entwarf das Verzeichniß. Niemand wußte, welche Nummer er in dieser schrecklichen Liste inne hatte; nur der Capitain, der darin glücklicher oder unglücklicher war, kannte das Geschick. Unser Vertrauen auf seine Rechtllichkeit war unbegrenzt. Auch der Schlächter hatte seinen Platz unter den Opfern. Man beschloß, daß, wie die Nahrung, die ein Mord geliefert, zu Ende gehe, die Person, welche die folgende Nummer bezeichne, fallen solle, ohne daß etwas derselben das Ende bezeichne. Sie sollte unversehens getroffen werden und ohne Schmerzen sterben. So trennte man sich. Um ein Uhr in der Nacht hörte ich neben meiner Cajüte einen schnell erstickten Schrei und den andern Tag erfuhr ich, daß mein armer Neger Nr. 1 gewesen sei. Weder meine Frau, noch ich, noch die beiden Hindu-Mädchen aßen von dem Fleische des Geopferten.

»Wie soll ich meine Angst an jedem Tage, in jeder Nacht zu schildern versuchen? Man mordete im Dunkel, ach, mein Gott, mir vergehen die Sinne, wenn ich an jene entsetzliche Zeit zurückdenke. Unaufhörlich meine Frau und mein Kind diesem Schrecken ausgesetzt zu sehen, ohne eine andere Hoffnung sie zu retten, oder doch ihr Leben zu verlängern, als wenn ich vor ihnen geopfert würde! Nein, eine solche Pein hatte ich bis dahin für unmöglich gehalten. Zwölf Tage vergingen in dieser Folterqual. Jeden Tag ein Mord! Alle Bemühungen, die man anwendete, diese Opferungen mehr in die Länge zu ziehen, waren vergeblich. Drei Tage lang wies meine Frau jede Nahrung zurück, die ich ihr bot; sie wendete die Augen von diesen grauenvollen Gerichten ab; da zeigte ich ihr unser Kind, das bleich und abgemagert an ihrem Busen lag wie eine verwelkende Blume, und sie willigte endlich ein, die eigenen Kräfte zu unterstützen, um das Leben ihres Kindes zu erhalten. Einen Augenblick mußte ich glauben, die entsetzliche Nah-

rung, mit der wir unsern Hunger stillten, würde sie umbringen. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sie um diesen Preis zu retten versuche, wagte nicht mehr die Augen aufzuschlagen, entfloß den Umarmungen meiner Frau und den Liebkosungen meines Kindes und doch wollte ich nicht sterben.

»Als am Morgen des dreizehnten Tages die Nummer dem Opferer bezeichnet worden war, lag ich auf dem Vordertheile des Schiffes und blickte nach Norden; ich sah im Geiste das Vaterland. Da ertönte aus dem Mastkorbe der Ruf: »ein Segel! ein Segel!«

»Wirklich, es zeigte sich am Horizonte ein weißer Punkt, gleich den Flügeln einer Möve. Wir steuerten ihm entgegen, er kam auf uns zu. Man gab Nothsignale; die Kanonen riefen um Hilfe und Schutz. Nach einigen Stunden konnten wir eine Brigg erkennen und der Capitain rief sie durch das Sprachrohr an. Man antwortete in unserer Sprache. Bald war das Schiff ganz erreicht, hatte unser Schicksal erfahren und uns mit Lebensmitteln versehen.

»Nachdem der erste Jubel sich etwas beruhigt hatte, wollte man wissen, wer von uns an diesem Tage hätte sterben müssen, wenn der Himmel uns nicht zu Hülfe gekommen wäre.

»Mary war es! Sie hatte die Nr. 13.

»Bald darauf erreichten wir die englische Küste und gelangten nach London. Der Anblick der großen Stadt ließ mich kalt; mein Herz zuckte noch unter den Schmerzen, die es erlitten; doch schlug ich Mary vor, ihr die Wunder der Hauptstadt der drei Königreiche zu zeigen. Sie sah mich mit unaussprechlicher Sanftmuth an; unser Kind lag auf ihren Knien und sie sagte: »Paul, fliehen wir dieses Geräusch. Nach den Erschütterungen, die wir erfahren, ist die Ruhe mehr als Bedürfnis, sie ist das Glück. Mein Vater ist gerächt.«

»Mary hatte meine Wünsche errathen. In London traf ich den jungen Hindu, den Sie bei Ihrer Ankunft gesehen haben; er willigte ein, mir hierher zu folgen und unterstützte mich in meinen Plänen der Nachahmung. Wir haben zusammen dieses Haus eingerichtet, das zugleich an die Wohnung meiner Vorfahren und an die des Vaters Marys erinnert. So finde ich um mich her alle Gegenstände meiner Verehrung und Liebe. Glauben Sie nun wohl, daß ich wieder Dandy werden kann?«

Lord Melton schwieg und stellte mich sodann seiner Frau vor, die allerdings die große Liebe zu verdienen schien, deren Gegenstand sie war.

Die Nonne von Penaranda.

In den ersten Tagen des Dezembers 1808 zog der tapfere französische Brigade-General Colbert in Penaranda ein, wo er einen Befehl abwarten und seine Truppen ausruhen lassen wollte, die durch einen langen Marsch und mehrere Kämpfe ermüdet waren.

Penaranda de Bracamonte ist eine kleine Stadt in Alt-Castilien, 7 Stunden von Salamanca, und durch nichts Ungewöhnliches ausgezeichnet. Den Soldaten wurde eine alte Kirche als Zufluchtsort angewiesen, Colbert aber erhielt eine Wohnung in einem Bürgerhause, dem Kloster der Augustinerinnen gegenüber.

Der General musterte seine neue Wohnung, schlug die Vorhänge auseinander und öffnete die Fenster, um Luft und Licht hereinzulassen. Bald aber zog ihn von dieser Musterung der Anblick einer jungen Nonne ab, die sich mit einigen Gefährtinnen in dem Mirador des Klosters gegenüber befand.

Ein Mirador ist eine Art Belvedere, meist von ziemlich eleganter Form, mit Glasfenstern verschlossen, auf dem Balcon eines Palastes oder der letzten Etage eines Klosters. Hier hinter den Glasscheiben, wie in einem Gewächshause, athmen die castilianischen Damen nach der Siesta frische Luft, und hier erinnern